

# Was von diesem Wunder geblieben ist

*Sie herzte sanft ihr Spielzeug*

*Bevor sie es zerbrach*

*Und hatte eine Sehnsucht*

*Und wusste nicht wonach.*

Robert Gilbert & Martin L. Gore:

*Das Lied vom einsamen Mädchen*

Jedes Jahr grabe ich einen Knochen aus. Hinter der großen Linde, unter den feuchten Blättern, wo ihre Überreste liegen. Nur ein paar Meter vom Flussufer entfernt. Es hat angefangen zu schneien, der Boden ist nicht gefroren. Vier, fünf Spatenstiche, und ich bin ihr so nahe, wie man ihr noch kommen kann. Nachsehen, was von diesem Wunder geblieben ist, von dir und von mir. Die Welt in meinen Augen fällt in einen Sekundenschlaf. Nichts bewegt sich für einen Augenblick, bis ich den Spaten mit Kraft in die Erde stoße, mit dem Fuß nachdrücke und ein Häufchen Erde lockere. Das Einzige, das ich fühle, sind Erinnerungen, sie jucken wie eine frische Tätowierung. Tinte auf der Nadel, ich steche sie mir unter die Haut und fülle damit die leeren Zellen aus. Bis sich vielleicht ein Muster ergibt, das ich wiedererkenne.

Der nächste Spatenstich, das Erdreich ist gelockert, gibt nach. Die Erinnerung gibt nach, schickt ein erstes Bild, wir beide, an jenem Abend: in der Kneipe am Stadtrand, unter all diesen Soldaten, Studenten und Freaks. Eine Flasche Wein auf dem Tisch, Tabak und Filterpapier.

»Worauf stoßen wir an?«, fragte sie.

»Auf nichts«, sagte ich.

Das war unser Begrüßungsritual. Plötzlich spricht man, wie Verliebte sprechen. Wir lachten und lachten und lachten, ein betrunkenener Soldat neben uns warf sein leeres Glas auf den Boden, und es blieb ganz.

»Vielleicht gehe ich nach Paris«, sagte sie, »vielleicht nach Rom. Ich werde mir ein Klavier mieten und spielen. Und ich habe ganz viele Blumen in meinem Zimmer.« Auch das war ein Ritual, und mich durchzog wie immer ein Gefühl der Angst, ob sie es nicht eines Tages wahr machen würde. Die Städte wechselten in ihren Träumen. Die Musikinstrumente auch. Aber die Sehnsucht blieb, und ich kam in dieser Sehnsucht nicht vor.

Ich wusste nicht viel von ihr, nur so viel, um zu glauben, dass sie noch etwas länger hier hängen bleiben würde, wie sie es ausdrückte. »Schau dich um«, sagte sie, »das ist wirklich nicht meine Welt, weißt du?«

Ich versuchte dann, vom Thema abzulenken, über meine Forschung zu sprechen, meine sogenannte Arbeit. »Jetzt kommt der Physikus«, so hatte sie mich vor unserer gemeinsamen Zeit immer begrüßt, als ich mit den Kumpels in die Kneipe gekommen war. Und immer klang es so, als würde sie es ohne Spott sagen. Ich wusste, dass ich sie mit dem akademischen Geschwafel langweilte, doch ich wollte sie von ihrer Sehnsucht ablenken. Dass ich damit das Gegenteil erreichen würde, war keine Konstante in meinen Gleichungen.

An jenem Abend wurden wir in unserem Liebesritual unterbrochen. Der heilige Antonius, ein grau-bärtiger, verhuschter Spinner, ein Stammgast, kam zu

uns an den Tisch. Viele empfanden das hier als eine Auszeichnung, ich war nur genervt von dem Geschwätz des Alten. Antonius schien das zu spüren, denn er beachtete mich zuerst gar nicht, war nur auf sie fixiert.

»Du hast heute frei, *little girl blue*?« Er malte mit seiner Hand ein Fragezeichen in die Luft.

»Ja, und?«

»Warum bist du dann trotzdem hier? Du kannst nicht einen Tag ohne uns auskommen, stimmt's?«

Sie gab ihm keine Antwort, zuckte mit dem Kopf in meine Richtung, als würde das alles erklären. Der Alte grinste und schloss mich endlich in sein Blickfeld ein. Dann fing er an zu singen.

»Doch einer sprach im Frühling: ... ›Auch Du fühlst Lust und Schmerz‹ ... Und brach ihr tausend Rosen ... Doch sie brach nur sein Herz ... Weil sie einsam war ... Und so blond ihr Haar ... Und ihr Mund so rot wie Wein ... Ja, keine konnt' so küssen ... Und doch so einsam sein.«

»Maul halten«, kam es aus einer anderen Ecke der Kneipe.

Antonius wurde still, griff sich ein Weinglas und trank es in einem Zug leer.

»Hast du den Gesang gehört?«, fragte er mich.

»Hab ich gehört.«

»Aber verstehst du ihn auch?«

»Wir verstehen dich!«, fuhr sie dazwischen, anscheinend störte sie unser Wortwechsel.

»Dabei weißt du doch, dass man ihn nicht verstehen *kann*«, erwiderte Antonius, lachte und stand auf. Er tätschelte ihren Kopf, als wollte er sie segnen, und ging an die Bar zurück, wo bereits ein neues Glas auf ihn wartete.

Als ich anfing, über den heiligen Antonius zu lästern, legte sie den Finger auf den Mund und stand ebenfalls auf. Ich sah ihr nach, sie steckte eine Münze in die Wurlitzer und wählte einen Song aus, der zu ihrer Sehnsucht passte. *Les yeux bleus* von France Gall.

»Komm schon, Physikus!« Sie streckte die Hand nach mir aus, wollte tanzen.

Meine Forschungsarbeit ließ mich glauben: Jede Berührung ist nur eine Randerscheinung. Druck und Widerstand, Anziehung und Abstoßung. Eine vorübergehende Verschiebung von Energie, nichts Bleibendes. Trotzdem hatte ich in diesem Augenblick, als wir uns umarmten und zwischen den Zynikern, Gelangweilten und Betrunkenen tanzten, das Gefühl, dass wir uns auf eine andere, besondere Weise berührten. Wir hatten die Augen voll mit uns selbst. Jeder Träumer hat einmal dieses Gefühl, und ich dachte immer, ich sei dagegen immun. Und alle guten Träumer finden schließlich ihren Weg in eine Kneipe wie diese. Verstecken sich hinter Flaschen und Gläsern. Hören die alten Songs. Spinnen sich ein, weil sie genau wissen, dass sie eine schöne Lüge leben.

»Trinken wir aus, es ist Zeit zu gehen«, sagte sie, als die Wurlitzer wieder schwieg. Der heilige Antonius winkte uns zu und sang lauthals »*Goodbye, babyyyyyy, baby goodbyee*«.

Die Nacht war klar und barbarisch kalt. Der Nachtfrost brannte in den Augen. Ich zündete mir eine Zigarette an und behauptete, diese Stadt sei gar nicht so schlimm, wenn sich niemand auf der Straße befand. Trotzdem kehrten wir ihr den Rücken zu, liefen in den Wald, sie wollte nachsehen, ob der Fluss schon zugefroren war.

»Bist du einmal auf einem Fluss Schlittschuh gelaufen?«, fragte sie. »Wo kommt man wohl hin, wenn man immer dem Flusslauf folgt?«

»Wahrscheinlich nirgendwohin«, sagte ich müde und nahm sie in den Arm. Wir standen lange vor dem halb gefrorenen Wasser, dann kehrten wir um und gingen zu ihr nach Hause. Sie hatte vor ein paar Tagen eine Flasche Champagner aus der Kneipe gestohlen, die sie unter einem lauten Knall öffnete.

»Worauf stoßen wir an?«, fragte ich sie und goss den Schampus in zwei einfache Gläser. Sie lag auf dem Bett, als hätte sie sich in ein enges Versteck verkrochen. Eine Hand unter dem Kopf, die andere zwischen die Beine geklemmt. Sie war schon eingeschlafen. Sie schlief, und ich wurde ein Träumer. Ich legte mich zu ihr, sah sie an. Das große Muttermal unter dem linken Auge, die hervorstehenden Wangenknochen, rot von der Kälte im Wald. Die Tätowierung am Hals, die so gejuckt hatte, als sie frisch gestochen war. Ein altes Schriftzeichen, sie hätte es sich am liebsten wieder weggekratzt, dabei bedeutete es wohl so etwas wie Glück. Selbstvergessen streichelte ich das Muster mit einem Finger. Im nächsten Augenblick drückte ich zu. Jede Berührung ist nur eine Randerscheinung, sagte ich zu mir. Jede Berührung ist nur eine Randerscheinung. Jedenfalls kein Übergang in ein neues Leben.

\*

Und jedes Jahr grabe ich einen Knochen aus. Hinter der großen Linde, unter den feuchten Blättern, wo ihre Überreste liegen. Nur ein paar Meter vom Flussufer entfernt. Am Ende wiederholt sich nur noch das Ende.

Als ich sie damals von ihrer Sehnsucht befreit hatte,  
warf ich einen Zettel zu ihr in das Erdloch.

*Wirst du dich fragen,  
was von diesem Wunder geblieben ist?  
Von dir und von mir?*